

# Auch Autoren haben ihre Schicksale

## Über Verlage, die sich Bücher von denen mitfinanzieren lassen, die sie schreiben

Von Helmut Schmitz

Wenn sie's denn endlich geschafft haben, ihr Manuskript unterzubringen, sind sie überglücklich und dankbar erschöpft. Tut der Verlag ein übriges, räumt er ihnen noch ein Vorwort oder einen Prolog ein. „Die Geschichte, die ich aufschreiben werde“, steht dann da, „habe ich schon vielen Bekannten und Freunden erzählen müssen, die staunend, manchmal offenen Mundes, zuhörten. Und jedes Mal, wenn ich geendet hatte, sagten sie: *Das mußt du unbedingt aufschreiben.*“

Es muß unzählige Menschen geben, von der Sekretärin bis zum pensionierten Ministerialrat, die endlich eines werden wollen: gedruckt. Mit dem, wovon sie glauben, daß es gelesen zu werden mehr verdient als vieles andere, was in Buchform vorliegt. Findet jemand trotz emsiger Bemühungen kein Unternehmen zu den üblichen Geschäftsbedingungen, dann gibt es immer noch die „Zuschußverlage“. Bei wissenschaftlicher Publizistik wie Dissertationen oder Habilitationen mit ihren Kleinstauflagen, gar nicht für den Handel gedacht, sind sie akzeptiert. Nicht jedoch in der Belletristik, da gelten sie in der Branche nach wie vor als unseriös.

Und die meisten der hoffnungsvoll sich selbst finanzierende Autoren werden eher früher als später feststellen, daß sie zwar gedruckt sind, faktisch jedoch nicht auf dem Markt präsent. Aber darum geht es ihnen oft gar nicht. Sie sollen, wie der Berliner Zuschuß-Verleger Wilhelm Ruprecht Frieling formuliert, „sich einen Wunsch finanzieren, sich das so leisten wie andere ein Auto oder eine schöne Briefmarke“. Keiner seiner Kunden schreibe des Honorars wegen. Womit sie auch fehl am Platz wären, denn „bei den allerwenigsten ist der Fall“, daß sie überhaupt ihren Zuschuß (er beginnt kaum unter 5000 Mark) über's Honorar wieder hereinbekommen; nach Frielings überschlägiger Rechnung beginnt das bei knapp 5000 Exemplaren, also erst mit Neuaufgaben.

Zum Ärger der Zuschußverleger übt der Buchhandel sich häufig in vornehmer Zurückhaltung, selbst auf direkte Kundennachfrage mag er Titel nicht immer beschaffen. Was auch daran liegt, daß sie in den üblichen Vertriebswegen oft nicht oder nur spärlich auftauchen: bei Barsortimentern. Zwischenbuchhändlern und dem VTB, dem Verzeichnis lieferbarer Bücher. Dann, muß man schließen, handelt es sich um eindeutig unseriöse Unternehmen, die zwar Bücher drucken — und schon über die Auflage Nebelschwaden legen —, aber kaum zugänglich machen.

Haben sie daran generell kein wirt-

funkspots wirbt, plump und pffiffig zugleich mit einem schlecht nachgemachten Marcel Reich-Ranicki, der kess den lieben Gott in die Schlacht um Manuskripte führt. Der Verlagsname signalisiert Anspruch doppelt, und mit dem Dichter der *Undine* ist Dr. Markus Hänsel-Hohenhausen, „Jahrgang 1961 und verzeichnet im Who's Who“, familiär verbunden. Elise von Hohenhausen in höchstgelegener Person habe gar den jungen Heinrich Heine „in Hamburg entdeckt und protegiert“. Der wiederum hat bekanntlich seinem Verleger Campe manch deutliches Wörtlein zukommen lassen, nicht hingegen Druckzuschüsse zu seinen Werken.

Damit hat Verleger Hänsel-Hohenhausen keine Probleme, er versteht sein Tun so, wie er den Prospekt mit der Selbstdarstellung seines Unternehmens betitelt: *Dienst an der Literatur*. Der promovierte Theologe — der im adretten Edeltrachtenjanker sich ausnimmt, als gehöre er einer Münchner Rechtsanwaltskanzlei an, welche die Liegenschaften derer von Thurn & Taxis verwaltet — hat als Studiosus Erfahrung mit dem verfassersbezuschussten Druck von Dissertationen gemacht, und er betreibt nach diesem Verfahren, einschließlich Microfiches, seit zehn Jahren den *Verlag der Deutschen Hochschulschriften*. Eines Tages habe er sich gefragt, ob dies nicht auch im Bereich der schönen Literatur möglich sei.

Gedacht, getan. So ward der *Fouqué Verlag* geboren, der sich auch nur *Fouqué* nennt oder *Fouqué Presse für neue Literatur* oder *Fouqué & Hänsel-Hohenhausen*, meist aber derzeit *Fouqué Literaturverlag*. Daneben vereint die *Verlagsgruppe Dr. Hänsel-Hohenhausen* unter ihrem Dach im rhein-mainischen Gewerbegebiet noch den *Leipziger Literaturverlag*, die *Ulrich Hänsel GmbH* sowie einen *Fachverlag Guda von Quandt*, die sich aber kaum zu mucksen scheinen. Das Hänsel-sche Imperium, um das der Eigner schon kamerbewehrte Kundschafter der neidischen Konkurrenz hat pirschen sehen, residiert in einer großflächigen Etage, die Glasfront erlaubt den Blick auf im Anflug befindliche Privatmaschinen. Egelsbach hat mit den beiden anderen im Impressum ausgewiesenen Verlagsorten Frankfurt a. M. und Washington D.C. jedenfalls etwas gemein: einen Flughafen.

Und eben den *Fouqué Literaturverlag*. Verleger Hänsel begegnet, assistiert von Chefsektorin Friederike Schmitz, freundlich und auskunftswillig. Er hat „zwei Welten“ im Literaturbetrieb ausgemacht, sucht einen „Mittelweg“ zu beschreiten. Zwölf Mitarbeiter, darunter acht Lektoren, seien um das Wohl der eingesandten Werke bemüht (die Konkurrenz bekommt

Erlebnisschriften oft betagter Leute, die autobiographisch oder in Romanform aus ihrem Leben berichten und/oder zu brennenden Problemen der Zeit wie der *Geklonten Frau* Stellung beziehen. Verleger Frieling vorbildlich knapp dazu: „Wir haben Autoren, die haben Schicksale.“

Die *Fouqué*-Kalkulation scheint ähnlich wie bei den anderen. Der Autorenzuschuß beginnt bei fünf- bis sechstausend Mark. Dafür gibt es beispielsweise eine Auflage von 1000 Exemplaren; bei 3000 kostet es dann ab 10 000 Mark. Frieling nennt 50 Mark Kostenbeteiligung pro Seite. *Fouqué* legt wert auf typisierte Erscheinung mit schriftbetontem weißem Umschlag. Dem Buchhandel gefallen aber auch die niedrigen Preise nicht so recht, und überhaupt — freimütig räumt es Hänsel ein — habe man sich keine Vorstellung davon gemacht, wie schwer es sei, mit einem kleinen Verlag ins Sortiment zu kommen. Man gebiete immerhin über einen tüchtigen Vertreter (die Konkurrenz knurrt), der Tips fürs Programm gebe — Essays und Erzählungen bevorzuge der Handel, hat er verblüffenderweise nach Egelsbach berichtet. Ja, man habe verbreiteten Widerwillen gegen Verlage mit autorenbezuschussten Büchern feststellen müsse.

Das sagenhaft hohe *Fouqué*-Honorar für die erste Auflage, nämlich 30 Prozent, veranlaßt Unternehmerkollegin Fischer zu der spitzen Frage, ob je ein Autor aufgetreten sei, der es auch bekommen habe. Abgerechnet wird am Ende bei allen nur nach tatsächlich verkauften Exemplaren, auch hier kein Verlegerrisiko also. Treffe dies auf rund vier Fünftel der Erstauflage zu, habe bei *Fouqué* der Autor seinen Zuschuß hereingewirtschaftet. Zehn Jahre verspricht man dort Titel lieferbar zu halten, bei *Frieling & Partner* sind „zwei Kalenderjahre“, bevor makuliert wird oder an den Verfasser verkauft, man habe gutgehende Sachen aber durchaus fünfzehn Jahre im Programm. R.G. Fischer („Ich verfüge über 2300 lieferbare Titel“) rühmt sich, vom preiswerten Lyrikbändchen 20 000 Exemplare abgesetzt zu haben. Gleichwohl gilt für's Gros die Faustregel: „Mit kleiner Auflagenquote ist man bei vielen Buchhändlern nicht hoffähig, erst recht nicht als Zuschußverlag“, konstatiert kühl Justitiar Wolfgang Schimmel vom Verband deutscher Schriftsteller.

Hört man die Verleger, dann flattert jeder als weißer Rabe unter Geiern. Über einem aasigen Gelände, wo, wie Kristian Müller von der Heide in der Rechtsabteilung des Börsenvereins beobachtet hat — bei dem viele Mitglieder sind —, „möglichst Reibach gemacht wird“, die „Zahl der Beschwerden Legion“ ist. Indes tragen Geschäftsabschlüsse in der freien Wirt-



Haben sie daran generell kein wirtschaftliches Interesse, weil sie durch die finanzielle Beteiligung der Verfasser bereits auf ihre Kosten kommen, das Buch also gar nicht mehr zu verkaufen brauchen? Dieses Argument läßt Rita G. Fischer für ihren Frankfurter Betrieb („der älteste der Branche, seit 1977“) nicht gelten. Wäre dem so, würden die Autoren weglaufen, weshalb man seriöse Unternehmen sowohl daran erkenne, daß von mehreren Verfassern etliche Titel vorlägen, und dies in Neuauflagen. Auch käme es auf gezielte Werbung an, die sie betriebe, als einzige im Internet. Im übrigen macht auch sie ihren Autoren klar, daß die sich einen Wunsch erfüllen“.

Kollege Frieling verkneift sich nicht den Hinweis, daß sehr im Unterschied zu ihm die meisten als Dissertationsdrucker begonnen hätten, „irgendwann ein Professor mit einem Lyrikband dahergekommen ist und den auch gemacht haben wollte“. Er hingegen habe als Kunstverleger begonnen und aus den USA 1983 das dort gängige und angesehene System des „sub-publishing“ nach Germany importiert. Saubere Sache, keine Illusionen, faires Geschäft, allen gedient. Außerdem jahrhundertalt. Die Frau Mama habe Heinrich Mann seine *Kleine Stadt* finanziert, Hermann Hesse sich lange Zeit „fast alles selbst bezahlt“. Laut Marx verschaffe sich eben jedes Bedürfnis sein Organ.

Derart Marx, Mann und Hesse im Rücken, plazierte der flotte Frieling seine Damen und Herren in Meisers Talkshow, wo sie „äußerst erfolgreich“ seien. Und betont, „daß Autoren den Mut haben dürfen, für ihr eigenes Werk etwas zu tun“. Zum Beispiel, es ihrem Verleger vorfinanzieren. Wie generös.

Was die Konkurrenz anbelangt, hält sich Frieling zurück, während Frau Fischer vom Leder zieht. Lug und Trug allenthalben, Großmannsgetue bei kleinsten oder, genau betrachtet, „kleinsten“ Leistungen. Da wollten welche „ganz schnell ans große Geld“, die Autoren aber „den veräppelt und verarscht“. Tolle Jüde seien abgebildet, doch nur teils genutzt, per aufgedonnertem Briefkopf werde ein Firmenimperium vorgegaukelt.

So sind wir in Egelsbach bei Frankfurt angelangt, beim Fouqué Literaturverlag, der als aktiver Newcomer sogar mit Rund-

Werke bemüht (die Konkurrenz bekommt einen Lachkrampf), die Ausgesiebten werden zu 80 Prozent mit Verfasserzuschüssen produziert. Den Rest nehme man auf „eigene Rechnung“. „mit größerem Werbeetat“, wenn man sich Besonderes verspreche, gar ein „literarisches Juwel“.

Da zuckt der Besucher etwas zusammen, hat er doch in den als Rezensionsexemplaren zugänglich gemachten zwei Dutzend Titeln bei ebenso ausgiebigen wie entsagungsvollen Leseproben rein gar nichts entdecken können, was er für einen *Literaturverlag*, der dem *Dienst an der Literatur* sich verschrieben hat, unentbehrlich hielte. Im Gegenteil. Er stieß auf das Übliche: laienhafte Bekenntnis- und

Geschäftsabschlüsse in der freien Wirtschaft zwei Unterschriften. Viele Autoren akzeptieren, daß sie zwar nicht auf ihre Kosten, aber zu ihrem Buch kommen, wovon halt andere profitieren. „Verlegen“, so Müller von der Heide, komme jedoch von „vorlegen“, nämlich das Geld für die Kosten einer Publikation, alles andere widerspräche korrektem Selbstverständnis.

Wer diese Einschätzung nicht teilt, der sucht und rühmt unverdrossen „neue Autoren“ im Kleinanzeigenteil des *Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel* und der *Zeit*. Die Rechnung scheint aufzugehen. Und die deutsche Literatur hat allermeist so oder so weder etwas gewonnen noch verloren.

„Jeder Scheiß wird heutzutage gedruckt, nur meiner nicht!“ — schrieb Kurt Halbritter vor rund 20 Jahren unter sein würstchen-duftendes Stilleben mit zwei Autoren vor Buchmesse-Ständen. Heute hat, wer sich gedruckt sehen will, kaum mehr Grund für derart tiefpessimistische Äußerungen. (Entnommen mit freundlicher Genehmigung dem im Münchner Hanser-Verlag erschienenen Band von Kurt Halbritter: „Die freiheitlich rechtliche Grundordnung“). (Repro: Verlag)

